

# Einführung

Diese Arbeit hat sich aus Fragestellungen entwickelt, mit denen ich als Ausbildungsleiter der Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie in München zu tun bekam. Ein Anlass war die periodisch sich artikulierende Unzufriedenheit von Kandidaten darüber, wie groß die Unterschiede in der Beurteilung ihrer Arbeit durch die Supervisoren und Leiter der kasuistisch-technischen Seminare sind, wie schwer greifbar deren Beurteilungsmaßstäbe und welch großen und meist unreflektierten Einfluss nicht nur die Persönlichkeit der Lehrpersonen und ihre theoretischen und behandlungstechnischen Vorlieben, sondern zusätzlich noch die interpersonalen und Gruppenprozesse im Institut auf die gemeinsame Arbeit haben.

Erfreulicherweise melden sich in den letzten Jahren Ausbildungskandidaten zunehmend auch öffentlich zu Wort, veranstalten Ausbildungskongresse bei den großen Kongressen, publizieren zu einschlägigen Themen und unternehmen teilweise auch empirische Studien zu Ausbildungsfragen. Als wesentliche Kritikpunkte werden immer wieder die mangelnde Transparenz der Ausbildungskriterien und der Organisation, ein autoritärer Umgangsstil und vor allem ungenügende Kommunikation benannt (Wiegand-Grefe & Schumacher 2006; Nagell et al. 2009). Gelegentlich wird von einer »Mauer des Schweigens« gesprochen und davon, dass die entscheidenden Fragen hinter geschlossenen Türen besprochen und nicht ausreichend kommuniziert werden. Trotz vielfältigen Unbehagens entsteht auf geheimnisvolle Weise nach Ende der Ausbildung eine oft idealisierende Sicht des eigenen Berufsstandes (Will 2007). Ausbildungskandidaten hingegen beklagen die mangelnde Kompetenz »fertiger« Analytiker und Ausbilder zur kollegialen Kritik und Rückmeldung, die auch eine mangelnde Fähigkeit zur Selbstreflexion beinhaltet. Versucht

man, die verschiedenen Kritikpunkte zusammenzufassen, dann scheint es eine unzureichende Bereitschaft und Übung zu geben, die eigenen fachlichen Standpunkte plausibel und reflektiert zu kommunizieren, andere gelten zu lassen und in einen produktiven kollegialen Austausch darüber einzutreten (Tuckett 2007; Schmidt 2008), kurz: mit der Pluralität der zeitgenössischen Psychoanalyse umzugehen.

Es ist kein Geheimnis, dass wir uns damit einer zentralen Frage der gegenwärtigen Psychoanalyse nähern: der real existierenden *Pluralität von Positionen und Techniken* und den aus ihr folgenden Fragestellungen. Sind wir überhaupt imstande und bereit, diese Pluralität untereinander anzuerkennen, sie auszuformulieren, miteinander darüber zu sprechen und uns dennoch gegenseitig wertzuschätzen? Wie können wir unter diesen Bedingungen die Leistungen unserer Kandidaten beurteilen, ohne sie der subjektiven Willkür auszuliefern? Gibt es vielleicht trotz aller Unterschiede auch ein gemeinsames Wissen über gutes oder weniger gutes psychoanalytisches Arbeiten? Könnte es möglich sein, dieses explizit zu machen? Können wir einen Konsens über einige Fundamente psychoanalytischen Arbeitens finden und diesen so ausformulieren, dass wir unseren Kandidaten klarer als bisher sagen können, was wir ihnen in der Ausbildung zu Psychoanalytikern vermitteln wollen?

## Die Fragestellung: Das Problem der Pluralität

Es ist klar, dass die soeben aufgeführten Fragen nicht nur uns bewegen, sondern zu einem zentralen Diskussionspunkt in der zeitgenössischen Psychoanalyse geworden sind, seit Wallerstein in seinem legendären Vortrag über *Eine Psychoanalyse – oder viele?* (1988) die Frage aufgeworfen hat, ob es heute überhaupt noch einen *common ground* gebe, der alle Psychoanalytiker verbindet.

Der Kongress der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung in Rom von 1989 stellte das Thema ins Zentrum. Er brachte insofern eine Klärung, als er das Ausmaß der Nicht-Übereinstimmung demonstrierte:

Die einen bieten kleinianische Positionen, die anderen den Ödipuskomplex, dritte die Handlungssprache, die nächsten die Gegenübertragung als *common ground* an – insgesamt aber wurde dokumentiert, dass es eine theoretische Einheit nicht gibt. Wallersteins eigener Vorschlag, die Gemeinsamkeit nicht in der Theorie, sondern in einer konvergierenden Auffassung von der psychoanalytischen Praxis zu finden, hielt wiederum den nachfolgenden Diskussionen nicht stand (dazu Thomä 2004).

Nun sprechen viele Gründe für die Annahme, dass die Vorstellung, die Psychoanalyse sei einstmals ein einheitliches Gebilde mit einer gemeinsamen Theorie und Praxis gewesen, deren Kohärenz die Autorität Freuds gewährleistete, nicht stimmt und einer retrograden Stilisierung entspringt (Will 2003). Ebenso irrig ist es zu denken, wir könnten uns mit unserer heutigen Arbeit direkt auf Freuds analytische Praxis berufen. Sie ist zu andersartig gewesen, wie neue Forschungen unabweisbar zeigen (May 2007). Andererseits hat Freud mit seinen Herzensthemen Sexualtheorie, Triebtheorie und Infantile Sexualität Pflöcke in die *terra incognita* der unbewussten Motivationen eingeschlagen, auf die wir nicht ohne Schaden verzichten können, obwohl sie theoretisch so umstritten sind.

In einer historischen Betrachtung wird bald offenbar, wie komplex und tiefgründig die Psychoanalyse war und ist und wie wenig wir auch jetzt eine einfache Lösung erwarten können (Aichhorn 2005; Steiner 2005). Das Problem der Pluralität gab es schon zu Freuds Zeiten, es ist diachron durch die historischen Veränderungen der Psychoanalyse unausweichlich gegeben, und es besteht weiterhin. Was sich heute zu verändern scheint, ist die Bereitschaft, die Vielfalt anzuerkennen (Mertens & Waldvogel 2008) und das Problem, das sich durch sie stellt, in Angriff zu nehmen.

Ich persönlich meine, dass damit ein wichtiger Schritt der Psychoanalyse auf dem Weg zu einer Normalwissenschaft bezeichnet ist. In der Wissenschaftsgeschichte lässt sich häufig beobachten, dass die Anfangszeiten eines neuen Fachgebietes von charismatischen Persönlichkeiten und dominierenden Schulen geprägt sind und dieser Zustand nur allmählich überwunden wird.

Ich habe mit Absicht von der *Pluralität* in der Psychoanalyse gesprochen und das Wort Pluralismus nicht verwendet, weil eine Theorie des

Pluralismus weit mehr bedeutet als eine Anerkennung der Pluralität. Es ist ein erster, basaler Schritt, die real existierende Vielfalt unter den Psychoanalytikern zu akzeptieren. Dies halten die meisten Autoren, die sich intensiv mit diesen Fragen beschäftigen, für naheliegend (exemplarisch Renik 2003; Tuckett 2004, 2005). Doch scheint diese Ansicht keineswegs von allen geteilt zu werden, denn es gibt weiterhin Institute, an denen, wie man hört, einzelne Gruppen ihre Wahrheit als die dominierende durchsetzen. Das hat den Verlust der Toleranz gegenüber anderen Standpunkten zur Folge. An manchen Instituten können die Verfechter unterschiedlicher Positionen nicht mehr miteinander reden. An anderen werden Vertreter abweichender Standpunkte weggebissen oder gar nicht erst als Lehrpersonen zugelassen, so dass eine künstliche Übereinstimmung durch die Ausschaltung Andersdenkender entsteht.

Diese Lösung des Problems zeigt, dass die Anerkennung der Pluralität nicht selbstverständlich ist und dass auch ein zweiter Schritt unterschiedlich gesetzt werden kann: einen Umgang mit der Vielfalt zu finden. Ein geläufiger Umgang scheint die institutionelle Machtausübung zu sein. Wer diesen Weg nicht gehen will, muss sich mit der Tatsache auseinander setzen, dass weder Einzelne noch Gruppen einen gleichsam übergeordneten und objektiven Blickwinkel einnehmen können, um psychoanalytische Arbeit zu beurteilen. Und dass es, wie Renik (2003) hervorhebt, keine einheitliche, sondern unterschiedliche Konzeptionen von psychoanalytischer Arbeit gibt, die von unseren individuellen Annahmen abgeleitet sind und sich oft widersprechen. Wenn wir auch diese Tatsache anerkennen, bringt dies das neue Problem mit sich, sich in einem plural geprägten Feld zu bewegen, *ohne einen Standpunkt außerhalb oder darüber besetzen zu können*.

Ein anderer, nicht so notwendiger Schritt wäre es, aus der Anerkennung der Pluralität eine Theorie des *Pluralismus* für die Psychoanalyse zu entwickeln. Sie könnte wie in der politischen Theorie besagen, dass die Koexistenz und freie Entfaltung einer Vielzahl von Gruppen mit unterschiedlichen theoretischen und behandlungstechnischen Standpunkten die beste Gewähr für eine qualitativ hoch stehende, entwicklungs-fähige und demokratische Psychoanalyse ist. Der Pluralismus würde also die Pluralität nicht nur anerkennen, sondern sie zusätzlich als positives Entwicklungsprinzip des Faches bewerten. Um eine solche Theorie

des Pluralismus geht es mir hier nicht. Die Anerkennung der Pluralität reicht für unsere Zwecke aus.

Owen Renik erzählt in seiner Arbeit über *Standards and standardization* (2003) – sie beruht auf einer offiziösen Rede, die er als Leiter des *Board on Professional Standards* der *American Psychoanalytic Association* hielt – eine Anekdote über Wilfred Bion, die, so meint er, das Problem gut auf den Punkt bringt. Bion stellte auf einem Treffen der *British Psychoanalytical Society* einen Fall vor. Er war, wie Sie wissen, nicht nur ein eminenter Analytiker, sondern auch ein dekorierter Offizier des Zweiten Weltkrieges, der die Waffe zu führen wusste. Nachdem er an dem Abend eingeführt worden war, bereitete Bion seinen Vortrag vor. Er zog das Manuskript aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Er nahm seine Armbanduhr ab und legte sie dazu. Schließlich zog er eine Pistole aus der Tasche und legte sie ebenfalls daneben. An diesem Punkt rief ein alarmierter Kollege aus der Zuhörerschaft: »Professor Bion! Wozu ist *die denn* da?« »Oh, die?«, antwortete Bion. »Die ist für die erste Person, die zu mir sagen wird, dass das, was ich mache, *keine Psychoanalyse mehr* ist!« (Renik 2003, S. 43 f., übersetzt von H. W.).

Renik merkt an, er sei nicht ganz sicher, ob diese Geschichte wirklich passiert ist. So oder so – Bions Pistole ist geeignet, jeden Anspruch auf objektive Autorität in der Psychoanalyse zu erledigen. Sie zeigt die eine, die kriegerische Seite des Problems.

Die andere, die der Qualität, ist nicht weniger bedeutsam. Denn die alte Frage: »Ist das überhaupt noch Psychoanalyse?« entspringt auch der Sorge um die Qualität des psychoanalytischen Arbeitens. Ein Element bei dem Streit der Beurteilungen ist immer die Frage, ob das, was der andere macht, nun gute, bessere oder schlechtere analytische Praxis sei. Renik argumentiert, dass es beruhigend wäre, wenn wir einen Qualitätsstandard formulieren könnten, der unsere individuellen Annahmen transzendiert und der auf alle Psychoanalytiker angewandt werden könnte, unabhängig von ihren sehr unterschiedlichen operativen Theorien. Wir wissen jedoch heute alle, dass es keinen solchen Konsens über die Art und Weise gibt, in der sich die Qualität psychoanalytischer Arbeit manifestiert. Heißt dies, dass wir uns damit abfinden müssen, dass wir keine Unterschiede machen können und dass alles geht? »*Does anything go?*«, fragt Tuckett in seiner Arbeit von 2005. Dies ist nun der drit-

te Schritt, den das Problem der Vielfalt erfordert: Wege zu finden, trotz ihrer Bedingungen für Qualität zu sorgen.

Drei Aufgaben, vor die wir gestellt sind:

- die Pluralität anerkennen
- mit der Pluralität umgehen lernen
- Qualität umreißen, trotz dieser Bedingungen

»Was schlage ich angesichts dieser Schwierigkeit, psychoanalytische Standards zu formulieren und anzuwenden, vor? Dass wir uns von Standards *verabschieden*? Natürlich nicht. Dass wir die Standards *ermäßigen*? Keineswegs. Was ich vorschlage, ist, dass wir unsere Standards *revidieren*: ihren Gehalt verändern, so dass sie die fundamentale Heterogenität der psychoanalytischen *community* besser berücksichtigen und mehr Rücksicht darauf nehmen, wie begrenzt die aktuellen Möglichkeiten eines Psychoanalytikers sind, valide die Arbeit eines anderen einschätzen zu können«

(Renik 2003, S. 45, übersetzt von H. W.).

Auf die Ausbildung bezogen meint Renik, alle Evaluationen der Arbeit von Kandidaten sollten als höchst subjektive Eindrücke und persönliche Meinungen aufgefasst und den Kandidaten auch als solche angeboten werden. Dies erleichtert für beide Beteiligten den offenen Austausch. Es fördert ein *Feedback*, das Lernen und Entwicklung unterstützt, und reduziert Angst und Unterwerfung. Es braucht die Lehrpersonen keineswegs zu hindern, auch Schwächen zu benennen, nimmt der Kritik jedoch ihre autoritative Macht. Nur in solchen Fällen, in denen offensichtliche und andauernde Inkompetenz vorliegt, sollte die Evaluation autoritativ verwendet werden (in Form der Ablehnung von Fallarbeiten, Beendigung der Ausbildung). Der Brite David Tuckett (2004, 2005) findet diese Lösung zu minimalistisch und schlägt darüber hinaus ein neues Verfahren vor, um Kriterien für die Qualität psychoanalytischen Arbeitens unter den Bedingungen der Pluralität zu entwickeln. Wir werden im Folgenden darauf eingehen.

Die Diskussion über diese Fragen an der *Akademie* in München hat gezeigt, dass die angenommenen Unterschiede – zumindest bei unseren Lehranalytikern und Supervisoren – gar nicht so groß sind wie vermutet

und wie es die oft pointierte Gegenüberstellung von Schulmeinungen nahelegt. Manche Kolleginnen und Kollegen vertreten ausgeprägte Positionen. Die große Mehrzahl bewegt sich jedoch in einem mittleren Bereich und nahezu alle stimmen in vielen Basisfragen analytischen Arbeitens miteinander überein.<sup>1</sup>

## Die neue Perspektive: Implizites Wissen explizit machen

Diese Erfahrung legte es nahe zu versuchen, unsere Übereinstimmung in Basisfragen des psychoanalytischen Handelns explizit zu formulieren. Das Ergebnis dieses Versuchs legen wir hier vor. Er wurde stimuliert durch die Diskussion, die insbesondere innerhalb der EPF (*European Psychoanalytic Federation*) um die Frage der psychoanalytischen Kompetenzen geführt wird. Meiner Ansicht nach wurde hier ein äußerst produktiver Weg gefunden, Wallersteins ungelöste Frage nach dem *common ground* der gegenwärtigen Psychoanalyse auf neue Weise aufzunehmen und zu konkretisieren. Tuckett (2005) hat ein Verfahren vorgeschlagen, um zu expliziteren und transparenteren Indikatoren für eine kompetente Praxis zu kommen.

Er hat sich dabei von einer persönlichen Beobachtung leiten lassen. »Ich habe wiederholt erlebt, sofern förderliche Bedingungen herrschten, dass viele Psychoanalytiker, die ich kenne, oft intuitiv spüren können, was in einer Sitzung zwischen Analytiker und Patient vor sich geht, wenn sie eine detaillierte Beschreibung der klinischen Arbeit hören: Sie scheinen dann in der Lage zu sein, diejenigen, die »es können«, von denen, die »es nicht können«, zu unterscheiden, auch wenn die Unterschiede in der Praxis erheblich sind und sie selbst nicht so arbeiten würden.« Tuckett fährt fort und hebt seine Folgerung hervor: »Wenn das so ist, dann besteht die vor uns liegende Aufgabe nicht darin, Konzepte und Indikatoren, die es nicht gibt, zu »erfinden«, sondern darin, das zu spezifizieren und erfassen zu lernen, worauf unsere globalen und intuitiven Urteile *bereits jetzt* beruhen, und sie offen zu legen« (Tuckett 2005, S. 7, zitiert nach dem deutschen Text).

Implizit vorhandene Qualitätskriterien aufspüren und explizit machen – das wird zur neuen Aufgabe.

Seit einigen Jahren ist eine ganze Anzahl länderübergreifend besetzter Arbeitsgruppen damit beschäftigt, detaillierte Beispiele aus der Praxis unter genau diesem Gesichtspunkt zu diskutieren (Gutmann 2003; Tuckett 2007; Tuckett et al. 2008). Sie versuchen, durch einen Prozess der Gruppendiskussion die persönliche Annäherung an die Fragen der Qualitätsbeurteilung, die dabei verwendeten intuitiven Urteile und deren Begründung und die darin enthaltenen Perspektiven und Fallen offen zu legen und explizit zu fassen zu bekommen.

Dieses Unternehmen orientiert sich daran, keine Qualitätskriterien gleichsam *von oben*, von einer Autorität oder Theorie, abzuleiten, wie es bisher üblich war. Ich finde dies ausgesprochen bemerkenswert, weil es eine Zeitenwende markiert. Wir leben in einem Zeitalter der Dekonstruktion alles Festgefügten und Autoritativen, die auch vor der Psychoanalyse nicht Halt macht (Derrida 2000). Diese Dekonstruktion hat nicht mehr den autoritätskritischen Impetus von 1968, sie wandelt vielmehr von innen heraus hierarchische Strukturen um. Systeme, die versuchen, sich diesem Prozess zu entziehen, drohen zu erstarren und irrelevant zu werden. Tuckets Vorhaben vertraut darauf, dass die Experten aufgrund ihres Expertentums ein implizites Wissen um Qualität haben, und dass es darauf ankommt, dieses Wissen in Worte zu fassen. Kompetenz muss sich in der Praxis erweisen – das ist der Ausgangspunkt.

Kommt Mohammed nicht mehr zum Berg,  
dann muss der Berg zu Mohammed kommen.

Ich halte es für einen besonderen Vorzug dieses Ansatzes, dass er das Vorgehen der Analytiker in ihrer praktischen Arbeit in den Blick nimmt, d.h. auf die *Anwendung der psychoanalytischen Methode* fokussiert. Wie Körner (2003) hervorgehoben hat, bewegen wir uns in der Psychoanalyse in drei ganz unterschiedlichen Sprachwelten: in einer des Erklärungswissens, in einer des Veränderungswissens und in einer der Deutungskunst. In klinischen Diskussionen werden diese drei Welten oft genug vermischt, was zur Sprachverwirrung führen muss: Eine Kollegin spricht von paranoid-schizoide Position (Erklärungswissen), ein Kollege entdeckt bei sich ein Gegenübertragungsgefühl (Ausgangspunkt

für Deutungskunst), ein dritter schlägt vor, den Patienten zu konfrontieren (Veränderungswissen). Dass die Sprachwelten derart durcheinandergehen, ist in kasuistischen Seminaren oft genug eine Quelle von Verwirrung und Aneinandervorbereiten.

Die Beschäftigung mit psychoanalytischen Kompetenzen stellt das methodische Vorgehen – und das heißt, *das Veränderungswissen* – in den Vordergrund. Sie fragt nach den individuellen Potentialen und Prozessen, in denen produktive psychoanalytische Arbeit erzeugt wird. Die Inhalte des Erklärungs- und Deutungswissens mit all ihren psychodynamischen Hypothesen, Gegenübertragungswahrnehmungen, Phantasien und Interpretationen werden vorübergehend beiseitegelegt. Das ist das Neuartige und Faszinierende an der Beschäftigung mit Kompetenzfragen. Aus seiner praktischen Erfahrung in einer der zuvor erwähnten Diskussionsgruppen merkt Gutmann an (2003, S. 6), dass es gar nicht leicht ist, diese Perspektive beizubehalten und nicht immer wieder der Versuchung zu verfallen, den Analytiker oder den Patienten zu analysieren: Wir schauen offensichtlich lieber auf den Fall als auf die Methode.

Die Kompetenzforschung ist nicht von Psychoanalytikern erfunden worden. Außerhalb der Psychoanalyse hat sie in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie betrachtet die Organisation des individuellen Handelns im Hinblick auf die Anforderungen in komplexen beruflichen Situationen verschiedenster Art. »Berufliche Kompetenz ist eine Kombination von Kenntnissen, Fertigkeiten, Erfahrungen und Verhaltensweisen, die in einem konkreten Kontext eingesetzt werden, und anhand ihres konkreten Einsatzes festgestellt, bewertet, bestätigt und weiterentwickelt werden kann« (Franke 2001, S. 60). Die Kompetenzforscher gehen davon aus, dass kompetentes Verhalten das Produkt einer permanenten Interaktion unterschiedlicher psychischer Funktionen ist.

Im Gegensatz zu der bisher favorisierten Suche nach Qualifikation, die sachverhaltszentriert ist – qualifiziert sei, wer die und die Qualifikationen erworben hat –, orientiert sich die Suche nach Kompetenz am handelnden Subjekt. Sie versucht, kompetente Praxis in einzelne Fähigkeiten zu zerlegen, diese zu definieren, prüfbar und gezielt veränderbar zu machen.<sup>2</sup> Kompetenz wird als ein dynamisches Wirkungsgefüge gesehen, das erst im zeitlichen Verlauf der beruflichen Tätigkeit erfasst

werden kann. Deshalb sind zu ihrer Erfassung Prozessmodelle angesagt, die die individuellen Potentiale und Prozesse der Erzeugung von Leistung beschreiben und analysieren. Kompetenzen entstehen aus der Verschränkung von Wissen mit Erfahrungen, die in subjektiv bedeutsamen Erlebensprozessen gemacht werden.

Eine solche Art von Kompetenzforschung zeigt einige Verwandtschaft mit dem, was uns hier beschäftigt. In der Psychoanalyse entspricht ihr eine vertiefte Einsicht in die Komplexität unserer beruflichen Handlungsabläufe in der psychoanalytischen Praxis. Unsere Arbeit kann eben nicht, wie früher oft gedacht, geradlinig aus der Theorie hergeleitet werden. Vielmehr ist die psychoanalytische Professionalität ein Thema *sui generis*, das zunehmende Aufmerksamkeit findet (Buchholz 1997; Pollak 1999).

Wissenschaft und professionelle Praxis differenzieren sich zunehmend als nebeneinanderstehende eigene Diskurssysteme aus. Praktiker müssen Probleme lösen, die teilweise andersartig sind als die der Wissenschaftler. Ein Klassiker, der sich mit dieser Thematik beschäftigt, ist das Buch des amerikanischen Sozialwissenschaftlers Donald A. Schön *The Reflective Practitioner. How Professionals Think in Action* (1983; vgl. Buchholz 1997). Situationen, in denen Praktiker arbeiten müssen, sind gemäß Schön durch wenigstens fünf Merkmale charakterisiert. Sie sind komplex und damit vieldeutig, nicht eindeutig. Sie sind unsicher und verursachen Unsicherheit, weil es eine Vielzahl von Antworten oder Lösungen gibt und man zugleich weiß, dass keine definitiv als die richtige gelten kann. Sie sind instabil, weil sich immer etwas verändert und jede Lösung wiederum Veränderungen herbeiführt. Sie sind einzigartig. Keine gleicht der anderen und jede erfordert eine andere Reaktion. Und schließlich erfordern sie Entscheidungen, in die die Werte und Präferenzen des Praktikers einfließen. Ich finde es offensichtlich, dass diese Beschreibung von Besonderheiten der professionellen Praxis, die Schön aus anderen Berufsfeldern gewonnen hat, auch für die psychoanalytische Arbeit zutrifft.

Die Praktiker müssen sich in diesem unübersichtlichen Feld zurechtfinden. Auf welche Weise sie das tun können, wird interessanterweise derzeit zu einem neuen Schwerpunkt der psychoanalytischen Reflexion. Diese entfernt sich von der Orientierung an »großen Erzählungen« dar-